Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 2 (1945)

Heft: 3-4

Artikel: Dichter und Buch : Rede am ersten Tag der Spitteler-Ausstellung in der Schweizerischen Landesbibliothek

Autor: Bohnenblust, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387507

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STULTIFERA NAVIS

MITTEILUNGSBLATT
DER SCHWEIZERISCHEN BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT
BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ SUISSE DES BIBLIOPHILES

Oktober/Octobre 1945 No. 3/4

Gottfried Bohnenblust / Dichter und Buch

Rede am ersten Tag der Spitteler-Ausstellung in der Schweizerischen Landesbibliothek

Der Dichter des Olympischen Frühlings, dessen hundertsten Geburtstag wir inmitten dieses gewaltigen Frühlings feiern, hätte es wohl unter die minder wahrscheinlichen Dinge dieser Welt gerechnet, daß unsre Landesbibliothek an diesem Gedächtnis mit einer so heitern und reichen Ausstellung teilnehmen würde. Er hätte sie ein leibhaftes Paradox heißen können, da er das Gegenteil eines Büchermenschen, nämlich der Dichter der Seele gewesen sei. Aber sein Lächeln hätte ihn ob dieser schönen Überraschung sicher nicht verlassen. Er hat ja nicht nur das Paradox geliebt, sondern ist selber ein lebendiges Paradox gewesen: Individualist im Zeitalter wachsender Eingliederung und Gleichschaltung, Idealist unter siegreichen Realisten und aufstürmenden Naturalisten, Urmusiker und Malerdichter in Einem Poeten, Pessimist im Lande der Wirklichkeitsfreude, aber auch Herold des frohen Mannesmutes trotz aller Düsternis der Weltentiefe. Nicht allein der Mensch mit seinem Widerspruch: der Mensch als Widerspruch steht vor uns: der Widerspruch aber als ursprüngliches Werk.

Das wesentliche Leben des Gestaltenschöpfers ist nach innen gerichtet. Wahrheit scheint ihm der schöne Traum. Vorzeit, Vorwerk, überlieferte Kunst kommen ihm leicht als Fluch des Riesen Olim vor, als Faust übermächtiger Vergangenheit: nicht Licht, sondern Hindernis auf dem Wege. Aber aus dem Widerspruch lebendiger Seele, aus dem Widerspiel urwüchsiger Kunst wird neues Werk, neue Wirklichkeit. Da löst sich der Widerstand in der Erfahrung des Endlich-Glücklichen, der seinen Sinn erfüllt und seinem Leben lebendige Dauer gewonnen hat.

> «Das höchste Glück auf Erden nenn ich mein:
> Leibhaft zu wissen meinen besten Seelenschein
> Und, was ich vormals stumm bewundert, selbst zu sein.

Die Dichter verhalten sich zum gedruckten

Worte, zu der monumentalen Ordnung des Buches der Vergangenheit auf verschiedene Weise. Hätten wir den Dichter des Olympischen Frühlings in hellenischen Landen zu suchen, fänden wir ihn eher am kastalischen Quell als in der Bibliothek von Alexandria.

Dennoch haben wir uns mit gutem Gewissen an solcher Stätte zu dieser Feier zusammengefunden: im Hause des behüteten Wortes, des lebendigen Buches.

Fliegt das Wort auf freien Flügeln, so dauern die Zeichen gefundener Wahrheit und geprägter Schönheit. Sie dauern nicht von selber in der Welt wilder Vergänglichkeit. Sie dauern dank liebevoller Mühe und dankbarer Hut. All diese Mühe hat ihren Sinn und Segen in der Liebe zum Dichter, Denker und Forscher, daß ihr Wort nicht im Sturm des Lebens zur flüchtigen Sage werde, sondern Aug und Ohr, Herz und Geist der Nachwelt erreiche. Was frommte es, ein ganzes Leben an die Gestaltung eines überzeitlichen Gebildes zu wenden, wenn das Werk die Zeit nicht wirklich überdauerte, wenn die Welt der Bilder jenseits der Schatten des Todes, über Staub und Asche nicht lebendiges Werk bliebe und beglückende Wirkung behielte?

I.

Spittelers Verhältnis zum Buch ist merkwürdig genug gewesen. Seine Eigenart wird schon offenbar, wenn wir ihn in seinem Dichterheim und seine großen Vorgänger auf eidgenössischem Boden, Haller, Gotthelf, Keller, Meyer, in dem ihren vor uns sehen.

Von dem Dichter der Alpen erzählt Carl Victor von Bonstetten in den Erinnerungen, die er kurz vor seinem Tod in Genf aufgezeichnet, er habe wesentlich allein in seiner gewaltigen Bibliothek gelebt: man habe ihn fast immer schreibend darin gefunden. Wie er, vor allem als Gelehrter, einen Berg von Büchern geschaffen, konnte er kaum seinen Hunger nach andern stillen. Wie Bonstetten aus England heimkommt und ihm zwei Bände mitbringt, sendet Haller einen Korb zu ihm hinüber, um mehr zu bekommen. Hallers Bibliothek ist sein eigentliches Erbe: die Söhne verkaufen sie in die Fremde, vor kurzem erst ist ein Teil heimgekehrt.

Der andre Berner, Gotthelf, wirkt nicht aus seiner Bücherei, sondern von seiner Kanzel in die Welt. Sein Buch ist die Bibel: sie bestimmt Wert und Werk und Willen. Gesang- und Gebetbuch stehen daneben, samt dem Buch der Gemeinde, in das er einträgt, wie Geburt, Hochzeit und Tod das Angesicht des Lebens wandeln. Nicht die Bücher, die der Schüler und Student gelesen, haben ihn geprägt und aufgerufen. Spricht er einen Vers Virgils oder Goethes, so ist er selten richtig, kaum im Gehalt, nie in der Form. Arm steht er im Gefilde der Wissenschaft: reich im erlebten Leben, das seinem Worte heute noch die alte Kraft verleiht.

In der Studierstube des Staatsschreibers Gottfried Keller, wie sie die Zürcher Ausstellung zu seinem hundertsten Geburtstage wieder hergestellt, spürt der Betrachter den bewußten Zusammenhang mit der Dichtung alter und neuer Zeit. Nicht viel stand da: aber erwählte Zeugen des Geistes, die im Dichter fortleben. Wie hat er seine junge Begegnung mit Goethe geschildert! Damals trug der Trödler die Bändchen wieder fort: der Dichter blieb ihm doch ein lichter Hort in wilden Zeiten. Hat ihn auch der Ruf der Zeit geweckt, immer deutlicher zeigt doch seine Reife, daß er ein Sohn Goethes geblieben und immer mehr geworden, Dichter und Eidgenosse, wie jener Weltbewohner und Weimaraner gewesen.

Lassen wir uns aus der schlichten Dichterstube am Zeltweg in Zürich auf die Höhe von Kilchberg tragen. Da sitzt Conrad Ferdinand Meyer in seinem breitbehaglichen Gemach an freiem Tisch. Hintergrund und rechte Wand versammeln vor ihm die Geister der Vergangenheit; der Erbe des Altertums und der neuern Zeiten, des Einen und bunten Europa sieht das Bilderbuch der Jahrhunderte vor sich aufgeschlagen. Stummberedt stehen die Zeugen vor ihm, während er den Wind sich selber nahen fühlt, von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt und wohin er fährt.

In Spittelers schöner Dichterfreiheit an der Gesegnetmatt in Luzern bedeutet das Buch dem Scheine nach nichts. Klar steht uns das helle Zimmer über dem duftenden Garten vor Augen: Schreibtisch, Lehnstuhl und Ruhbett, Flügel und Spiegel und altes Gewaffen: keine Bücher. Aus einem verschlossenen Schrank holt der Dichter etwa ein Werk und schenkt es einem Besucher mit dem ihm so eignen Lächeln zur Erinnerung. Aber was von ererbten Dichtern und von Zeitgenossen im Haus ist, steht in den Gemächern der Angehörigen. Das ist «bel étage»: das Erd-

geschoß ist die Stätte, wo Dichtung keimt, erblüht und in stillem Wachstum behütet wird.

Diese sichtbaren Unterschiede bezeichnen tiefe Wirklichkeit. So viel Wissenschaft Spitteler in sich aufgenommen, er ist doch das Gegenteil eines gelehrten Dichters. Außer Haller hat kaum ein Schweizerdichter solch eine unmittelbare Kenntnis der biblischen, der klassischen und der modernen Welt germanischen, romanischen und slawischen Gepräges zu eigen gehabt wie der Schöpfer des Prometheus. Wer das Jugendwerk, sein Urerlebnis und die erworbenen Mittel des Ausdrucks vor sich aufsteigen läßt, wer einen kurzen Gang durch die Balladen und die Literarischen Gleichnisse tut, dem ist das sofort gegenwärtig. Aber so viel überlieferter Stoff, so viel sinnklingende Namen, so viel ererbte Formen: alles wird eingeschmolzen, alles wird Form, denn alles ist eigen.

Wie das erste Buch des Olympischen Frühlings vollendet ist, erscheint Jacob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte vor des Dichters Augen. Beruhigt schreibt er an Widmann, er habe nichts gefunden, was seiner Dichtung zuwider gewesen. Nach seinem Tode schenkte mir seine Tochter Nägelsbachs Homerische Theologie, die ihm gehört: sie war kaum aufgeschnitten.

So dingreich des Dichters Welt ist, so durchaus persönlich ist sie. Denn sie ist Dichtung der Seele ob aller Welterfahrung. Die eigentliche Welt des Dichters ist das Reich der Königin Allerseelen.

Kein Dichter schafft die Welt, in der er lebt, aus dem Nichts. Aber keiner ist Dichter, der nicht aus dieser Welt seine Welt schafft, eine Welt der Bilder hoch über allem, was im Ursinn Gegenstand ist: seinen Metakosmos in den freien Lüften, das Reich Apolls des Entdeckers.

II.

Aber das Buch hat sein Reich für sich, ob der Dichter es suche oder nicht. Spittelers Verhältnis dazu ist ambivalent gewesen. Er haßt das Buch, das die Stimme der Seele übertönt. Er liebt es, wenn es diese Stimme bestätigt und im freien Einklang singt. Und vor allem: er schafft es, daß sein Traum Werk werde und sein Werk daure.

Wo der Dichter zum Feind des Buches wird, sieht er darin die blinde Vergötterung der Vorwelt, Unverstand und Undank gegen den schöpferischen Geist der Gegenwart, Verrat der Poesie an die Poetik, der Dichtung an die Literatur. Nichts ist ihm so zuwider wie die «allgemeine epigonische Gesellschaft zur Förderung literarischer Petrefaktur und byzantinischen Geisteslebens». Hier herrscht Epimetheus, nicht Prometheus, Knechtschaft, nicht Freiheit. Spitteler hat viel gelernt: in Homer geht im schließlich der schöpferische Geist der Griechen auf, Genesis, Hiob und die Propheten sind ihm vertraut, Aristoteles und Horaz, französisches und deutsches Schrifttum hat er von früh auf kennen gelernt: Victor, aber nicht sein Dichter gehört zu denen, die den Tasso nicht gelesen. Wer die Tagebücher und die kritischen Arbeiten Spittelers durchgeht, sein Urteil über Flaubert und Zola, über Keller und Meyer, Jacob Burckhardt und Nietzsche betrachtet, findet eine seltene Verbindung feinster Einfühlung und unbedingter Unabhängigkeit. Nie ist der andre bloßes Objekt, nie könnte das Urteil von einem andern stammen. Sein stolzes Lob eines neuen Werkes lautete, er habe jede Zeile lesen mögen. Denn in der Regel genügte ihm die Diagonale. Auch hier hat ihn seine feine Lebensgefährtin wohl gekannt, deren wir in diesen Tagen dankbar zu gedenken allen Grund und alle Ursache haben: «Er las nie etwas und wußte doch immer alles.» Er hatte die gewaltige Magnetkraft des schöpferischen Geistes.

Nach dem Virgil dieses Dante wird man vergeblich suchen, so gewiß Zeus und Apoll, Herakles und Hermes nicht in Luzern geboren sind und schon die Griechen Trimeter geschrieben haben. Der Dichter hat wirklich alles an die Stimme seiner Seele gewagt. So ist er wohl origineller geworden, als ihm zuweilen selber lieb war. Aber so hat sich der Dichter ins Buch des Lebens eingetragen.

Wohl hat er darunter gelitten, daß der deutschen Nation die Literaturgeschichte wichtiger sei als die Poesie, die historische Physiognomie des Dichters wichtiger als das Werk, die Lehre vom Schönen wichtiger als das Schöne. Er aber wollte nicht das Paradies an eine Rede über das Paradies verraten; er wollte unmittelbar zum Künstler gehen und Dichtung als ein sonnig Glück verstehn.

> «Wer mit geschloßnem Buche weiterliest,
> Den fraget, wie man Dichterwerk genießt.»

Konnte so das fremde Buch dem Dichter willkommne Begegnung sein, so gab es für ihn doch keine Bücher, die man gelesen haben mußte. «Kein Mensch muß müssen, und ein Dichter

müßte?!» Wie die Einladung zu freiwilliger Güte und Erkenntnis seine ganze Pädagogik war, bildete ihm die Freiheit des Herzens und des Geistes die Bedingung alles wahren Kunstgenusses. Er war eben durchaus und unbedingt Dichter, in allem, was er fühlte, dachte und tat. Mochte er die Rolle der Phantasie in einer Poetenseele enorm, ja abnorm nennen: sie führte vor allem das Gespann seines Geistes über Wolken und Winde in die Heimat seiner Seele.

III.

Aber so wenig dieser Dichter ein Büchermensch war, in seinem Werke erscheint das Buch doch mit einer gewaltigen Macht bildlicher Vorstellung.

Der Prometheus zwar spielt in einer Welt ob allen Lettern, in der Jugendzeit des Menschengeschlechts, in der Spitteler seine eigene Jugend darstellt. Aber sein Prometheus ist das «große Buch», das dem Dichter beim Wechsel der Wohnung plötzlich vor Augen steht: buchgewordne, übermenschliche, erstarrte Hoffnung; ein kaum ertragener Anblick. Aber heute steht dasselbe Werk himmelblau, in der Farbe heller Zuversicht an der Spitze der Gesammelten Werke, gefolgt von der spätern Fassung des Jugendtraums und vom Olympischen Frühling, der Höhe des Epos jüngster Zeiten. Da blühen, ragen, drohen Bücher genug: die Landschaftsbilderbibel des Abends in der schönsten modernen Metamorphose von Hylas und Kaleidusa, das goldne Buch des Zeus, in das sich der Töpfer Hyphaist einzeichnen darf, das heilige Buch der Erinnerung in Elysion, wo alles vergangne Leben verklärt auferscheint, das Schultheißenbuch, in das sich die übermütige Aphrodite ungebeten einzeichnet, das sinnvoll-sinnbildliche verkehrte Stierenbuch, aus dem der Gigantenfürst sein Staatsrecht predigt. Vor allem aber ist dem Dichter der dunkeln Weltentiefe, was den Alten Schicksalsspruch gewesen, Schicksalsbuch geworden. Gleich zu Anfang des Olympischen Frühlings erfahren die jungen Götter:

«Die Schicksalsregel ward den Göttern anvertraut
In einem Buch von Stein, gemerkt mit Feuerstift.
Doch niemand deutet die geheimnisvolle Schrift.
Sie zu entziffern ist im weiten Weltenrund
Den vorzeitwissenden Sibyllen einzig kund.»

Über den Sinn der Schrift lassen die drei Sibyllen freilich keinen Zweifel. Mächtiger noch ist das Grauen angesichts des Weltenklagebuches, auf Dauerstein gestampft, dem die Götter bei ihrem Aufstieg zum Olymp begegnen und das die wilden Eisenmänner deuten:

«Der Seele Traurigkeit, des Leibes Angst und Qual,
Jedwede Träne, die aus einem Aug sich stahl,
Ein jeder Schmerz, der jemals einen Nerv zerriß,
Ein jeder Blick der Trübsal und Bekümmernis,
Des Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not,
Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
Und wärs von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben.
Von unsern Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben,
Auf daß am Jüngsten Tag und schließlichen Gerichte
Das Buch den namenlosen Schuldigen bezichte».

Endlich treffen wir das Buch vom Ursprung und Geschick der Welt auf den Knien des Zeus, des Weltenkönigs. Er kommt vom Tagewerk:

«Dann, heimgekehrt beim letzten Abendfeuerblitz,
Nahm er das Weltenbuch, das vom gebäumten Sitz
Der Adler Brontiphor behütet, jetzt zur Hand,
Das schwere, wichtige, worin geschrieben stand,
Was seit Beginn der Welt im wechselvollen Leben
Sich alles hat auf Erden und Olymp begeben.
Ein weniges nur las er. Doch mit großem Schwung
Die Seele werfend, schöpft er aus Erinnerung
Und Ahnung in vertieftem, tauchendem Versenken
Vergeßne Geister; und ein Schauen wars, nicht Denken.
Mitunter hob er, wenn von ernsten Bildern voll
Das Herz ihm überflutete, das Haupt. Dann quoll,
Entsendet von der Fensterscheiben Widerschein,
Die Gegenwart in die verträumten Augen ein.
Der Adler, auf des Herren Schulter kauernd, hackte
Zum Spiel nach seinem Finger, den er schonend packte,
Und stellte seinen zottigen Fuß, aus Freundschaft eitel
Und Zärtlichkeit, vorsichtig auf des Königs Scheitel.»

So liest Zeus im Weltenbuch. So pflegte auch sein Dichter in Welt und Zeit zu lesen.

Und wir sehen das Paradox des unliterarischen Poeten aufgehoben in einer Poesie, die alle bloße Literatur eigner und fremder Sprache überwächst, dennoch aber lebendiges Buch, klingendes Dichterwort wird: poesis litteris conservata. So ist, was seine fleißige Hand nach seinem Tode hinterlassen, hier an seinem Orte: im Schutz der Eidgenossenschaft, die ihre freien Söhne liebt, von ihrem Opfer wie dem der Ahnen lebt, in der Hut kundig sorgsamer Geister, die den Dienst am Wort als Dienst am Geist und den Dienst am Geist als vornehmstes Anliegen des Menschen verstehen.

Wir, die von fern gekommen, des Wertes bewahrten Worts bewußt, dürfen zum Schluß allen danken, die uns diese reiche Überraschung bereitet haben. Wir gehen an den tastenden Tagebüchern des Knaben, den ringenden Selbstgesprächen des Jünglings, den fliehenden Schatten innerer Bilder vorüber, die spät und schwer Werk geworden: wir betrachten die Handschriften und Ausgaben geformter Gebilde und sehen, wie der

Dichter in aller Mannigfaltigkeit mit seinem Werke Eins geblieben, die zu erschüttern, zu läutern und zu erheben, die ihm lauschen.

Ist es nicht ein Gleichnis des eidgenössischen Wunders, daß wir heute hier am Quell der Dichtung stehen, während rings um uns um Macht und Maß künftiger Welt gerungen wird und unersetzliches Gut zu Staub und Asche wird? Den Quell in solcher Wüste hat der Dichter selber geschaut und geschildert, und sein Bild soll uns am Ende vor Augen stehen.

«Drommetenruf, Alarmsignal. Zu neuem Morden
Stürzten aus Delos Hain der Skythen rohe Horden.

Was sie verließen, war besudelt und befleckt
Und Wald und Quell mit Schutt und Lagerschmutz bedeckt.

Traurig umstand der Griechen Volk die wüste Stätte:
‚Der Hain entweiht! Der Born versumpft im eklen Bette.'

Da murmelt es im Boden, und der edle Quell
Grüßte den Tag, mutig und frisch und rein und hell.»

Werner Lauber / Carl Spitteler und das schöne Buch

Im Jahre 1894 erhielt Spitteler von der Direktion der Gotthardbahn in Luzern den Auftrag zur Abfassung seines Buches «Der Gotthard».

Gewiß handelt es sich hier um das nebensächlichste der Nebenwerke Spittelers. Der Dichter hat es selber folgendermaßen charakterisiert: «Ein Baedeker. Allzu peinliche sachliche Gewissenhaftigkeit hat das Buch literarisch geschädigt. Jetzt würde ich das Thema anders, leichter anfassen; ich würde, statt die Gegenden direkt darzustellen, meine Wanderungen erzählen.»

Natürlich besitzt das Buch auch so seine ganz bestimmten Qualitäten. Abgesehen davon ist es in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Einmal stellt es die Ausführung des ersten größern Reklameauftrages in der schweizerischen Literaturgeschichte dar. Sodann ist es jenes Werk, für das Spitteler verhältnismäßig die größte Honorarsumme, nämlich Fr. 7000.–, bezogen hat. Vor allem aber hat es Spitteler eine Vergünstigung eingetragen, die er Jahre hindurch «unendlich genoß»: eine dauernde Freikarte I. Klasse für das ganze Netz der Gotthardbahn. Man stelle sich vor, welche Möglichkeiten damit für den in Luzern ein wenig vergrabenen Dichter erschlossen wurden! Er konnte sich in der Morgenfrühe eines unwirschen trüben Tages sagen: Wie wäre es, heute durch den Gotthardtunnel in die warme Sonne zu entfliehen? Am Abend in Genua das Meer rauschen zu hören? Oder wieder einmal in Pallanza die Magnolien anstaunen zu dürfen, wenn auch nur für ein Stündchen? Schnell nach Mailand über den Sonntag, der Scala einen Besuch abzustatten und ein wenig in der Galleria Vittorio Emanuele zu flanieren?

Als Spitteler im März 1896, nach zwei Jahren eifrigen Bemühens, das Manuskript der Auftraggeberin aushändigte, legte er ein Blatt mit sechs «Bemerkungen» bei, die in der Hauptsache drucktechnische Anweisungen enthielten. In Bemerkung 2 bezeichnete er sein Buch als «umfangreich» und wenigstens 400 Seiten stark, wahrscheinlich sogar noch mehr, so daß sich die Frage stelle, ob daraus nicht zwei Bändchen gemacht werden sollten. Darin hatte sich der Dichter freilich stark verrechnet, wie es Autoren ergehen kann, die lange über einer Arbeit gesessen haben und ihr Manuskript in Handschrift ausfertigen. Der Druck, in einem kleinen Oktavband, zählte nur 250 Seiten!

In Bemerkung 3 aber, deretwegen hier vom Gotthardbuch gesprochen wird, legte Spitteler eine Art Glaubensbekenntnis punkto Buchausstattung ab. Er sagte darin: «*Meine Vorliebe für einfache Ausstattung erstreckt sich auch auf Druck und Papier. Schweres, kostbares Papier kommt mir ebenfalls zu anspruchsvoll vor; ich liebe es nicht bei poetischen Werken, es scheint mir um so weniger angebracht bei einer Arbeit, die immerhin, trotz allem Fleiß, einen feuilletonistischen Charakter behielt. Ebenso bin ich Künsteleien und Kostbarkeiten des Druckes abhold.*»

Ob Spitteler mit dieser, den Bibliophilen gewiß enttäuschenden Äußerung sein letztes Wort zum Thema gesprochen hatte? Man kann bei Dichtern nie wissen ... Jedenfalls enthält Bemerkung 3 eine bestimmte Weisung für ein bestimmtes Buch, die vom Verlage strikte befolgt worden ist.